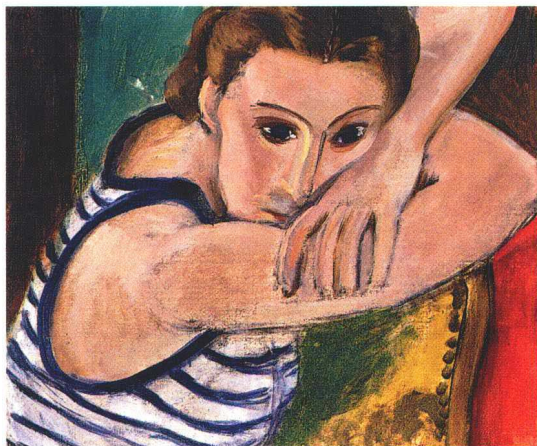




Bernhard  
Schlink  
*Liebesfluchten*

*Diogenes*

d





Bernhard Schlink  
*Liebesfluchten*  
*Geschichten*

Diogenes

Umschlagillustration:  
Henri Matisse,  
»Les yeux bleux«, 1935  
Copyright © 1999 ProLitteris, Zürich  
Foto: Baltimore Museum of Art;  
The Cone Collection formed by Dr. Claribel Cone  
and Miss Etta Cone of Baltimore, Maryland  
BMA 1950.259

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2000  
Diogenes Verlag AG Zürich  
1500/00/8/1  
ISBN 3 257 06230 3

## *Inhalt*

|                              |     |
|------------------------------|-----|
| Das Mädchen mit der Eidechse | 7   |
| Der Seitensprung             | 55  |
| Der Andere                   | 97  |
| Zuckererbsen                 | 151 |
| Die Beschneidung             | 199 |
| Der Sohn                     | 257 |
| Die Frau an der Tankstelle   | 283 |



## *Das Mädchen mit der Eidechse*

### I

Das Bild zeigte ein Mädchen mit einer Eidechse. Sie sahen einander an und sahen einander nicht an, das Mädchen die Eidechse mit verträumtem Blick, die Eidechse das Mädchen mit blicklosem, glänzenden Auge. Weil das Mädchen mit seinen Gedanken anderswo war, hielt es so still, daß auch die Eidechse auf dem moosbewachsenen Felsbrocken, an dem das Mädchen bäuchlings halb lehnte und halb lag, innegehalten hatte. Die Eidechse hob den Kopf und züngelte.

»Judenmädchen« sagte die Mutter des Jungen, wenn sie von dem Mädchen auf dem Bild sprach. Wenn die Eltern stritten und der Vater aufstand und sich in sein Arbeitszimmer zurückzog, wo das Bild hing, rief sie ihm nach: »Geh doch zu deinem Judenmädchen!«, oder sie fragte: »Muß das Bild mit dem Judenmädchen da hängen? Muß der Junge unter dem Bild mit dem Judenmädchen schlafen?« Das Bild hing über der Couch, auf der der Junge Mittagsschlaf zu halten hatte, während der Vater Zeitung las.

Er hatte den Vater der Mutter mehr als einmal erklären hören, daß das Mädchen kein Judenmädchen sei. Daß die rote Samtkappe, die es auf dem Kopf trug, fest in die vollen, braunen Locken gedrückt und von ihnen fast verdeckt, kein religiöses, kein folkloristisches, sondern ein modi-

sches Attribut sei. »So waren Mädchen damals eben gekleidet. Außerdem haben bei den Juden die Männer die Käppchen auf, nicht die Frauen.«

Das Mädchen trug einen dunkelroten Rock und über einem hellgelben Hemd ein dunkelgelbes Oberteil, wie ein Mieder mit Bändern am Rücken locker geschnürt. Viel von der Kleidung und vom Körper ließ der Felsbrocken nicht sehen, auf den das Mädchen seine rundlichen Kinderarme gelegt und sein Kinn gestützt hatte. Es mochte acht Jahre alt sein. Das Gesicht war ein Kindergesicht. Aber der Blick, die vollen Lippen, das sich in die Stirn kräuselnde und auf Rücken und Schultern fallende Haar waren nicht kindlich, sondern weiblich. Der Schatten, den das Haar auf Wange und Schläfe warf, war ein Geheimnis, und das Dunkel des bauschenden Ärmels, in dem der nackte Oberarm verschwand, eine Versuchung. Das Meer, das sich hinter dem Felsbrocken und einem kleinen Stück Strand bis zum Horizont streckte, rollte mit schweren Wellen an, und durch dunkle Wolken brach Sonnenlicht und ließ einen Teil des Meeres glänzen und Gesicht und Arme des Mädchens scheinen. Die Natur atmete Leidenschaft.

Oder war alles Ironie? Die Leidenschaft, die Versuchung, das Geheimnis und das Weib im Kind? War die Ironie der Grund, daß das Bild den Jungen nicht nur faszinierte, sondern auch verwirrte? Er war oft verwirrt. Er war verwirrt, wenn die Eltern stritten, wenn die Mutter spitze Fragen stellte und wenn der Vater Zigarre rauchte, Zeitung las und entspannt und überlegen wirken wollte, während die Luft im Arbeitszimmer so geladen war, daß der Junge sich nicht zu bewegen und kaum zu atmen getraute. Und

das höhnische Reden der Mutter vom Judenmädchen war verwirrend. Der Junge hatte keine Ahnung, was ein Judenmädchen war.

## 2

Von einem Tag auf den anderen hörte seine Mutter auf, vom Judenmädchen zu reden, und sein Vater, ihn zum Mittagsschlaf ins Arbeitszimmer zu holen. Eine Weile mußte er mittags in dem Zimmer und Bett schlafen, in dem er auch nachts schlief. Dann war die Zeit des Mittagsschlafs überhaupt vorbei. Er war froh. Er war neun und hatte länger mittags liegen müssen als irgendein Klassen- oder Spielkamerad.

Aber das Mädchen mit der Eidechse fehlte ihm. Immer wieder stahl er sich in das Arbeitszimmer des Vaters, um einen Blick auf das Bild zu werfen und einen Augenblick mit dem Mädchen Zwiesprache zu halten. Er wuchs rasch in jenem Jahr; zuerst waren seine Augen auf der Höhe des dicken goldenen Rahmens, dann auf der des Felsens und später gleichauf mit den Augen des Mädchens.

Er war ein kräftiger Junge, breit gebaut und mit großknochigen Gliedmaßen. Als er in die Höhe schoß, hatte seine Ungelenkheit nichts Rührendes, sondern etwas Bedrohliches. Seine Kameraden hatten Angst vor ihm, selbst wenn er ihnen beim Spielen, Streiten und Kämpfen half. Er war ein Außenseiter. Er wußte es selbst. Allerdings wußte er nicht, daß sein Äußeres, seine Größe, Breite und Kraft, ihn zum Außenseiter machte. Er dachte, es sei die innere

Welt, mit und in der er lebte. Kein Kamerad teilte sie. Allerdings lud er auch keinen dazu ein. Wäre er ein zartes Kind gewesen, hätte er vielleicht unter den anderen zarten Kindern Spiel- und Seelengefährten gefunden. Aber gerade sie waren von ihm besonders eingeschüchtert.

Seine innere Welt war nicht nur von Gestalten bevölkert, von denen er las und die er von Bildern oder aus Filmen kannte, sondern auch von Personen aus der äußeren Welt, allerdings in variiertter Gestalt. Er spürte, wenn hinter dem, was die äußere Welt zeigte, noch etwas anderes war, das sie nicht zeigte. Daß seine Klavierlehrerin etwas zurückhielt, daß die Freundlichkeit des beliebten Hausarztes nicht echt war, daß ein Nachbarskind, mit dem er gelegentlich spielte, etwas verbarg – er spürte es, lange bevor die Diebereien des Kindes oder die Liebe des Arztes zu kleinen Jungen oder die Krankheit der Lehrerin offenbar wurden. Was es war, das nicht zutage trat, spürte er freilich auch nicht besser und schneller als andere. Er spürte ihm auch nicht nach. Er dachte sich lieber etwas aus, und das Ausgedachte war stets farbiger und aufregender als die Wirklichkeit.

Der Distanz seiner inneren Welt zu seiner äußeren entsprach eine Distanz, die der Junge zwischen seiner Familie und den anderen Menschen wahrnahm. Zwar stand der Vater, ein Richter am Gericht der Stadt, mit beiden Beinen im Leben. Der Junge bekam mit, daß der Vater sich an der Wichtigkeit und Sichtbarkeit seiner Stellung freute, gerne zum Stammtisch der Honoratioren ging, Einfluß auf die Politik der Stadt nahm und sich in der Kirchengemeinde zum Presbyter wählen ließ. Die Eltern nahmen auch am gesellschaftlichen Leben der Stadt teil. Sie gingen zum Fa-

schings- und zum Sommerball, wurden zum Essen eingeladen und luden zum Essen ein. Die Geburtstage des Jungen wurden gefeiert, wie es sich gehörte, mit fünf Gästen zum fünften Geburtstag, sechs zum sechsten und so fort. Überhaupt war alles, wie es sich gehörte, und also in den fünfziger Jahren von der gebotenen Förmlichkeit und Distanziertheit. Was der Junge als Distanz zwischen seiner Familie und den anderen Menschen wahrnahm, war nicht diese Förmlichkeit und Distanziertheit, sondern etwas anderes. Es hatte damit zu tun, daß auch die Eltern etwas zurückzuhalten oder zu verbergen schienen. Sie waren auf der Hut. Wenn ein Witz erzählt wurde, lachten sie nicht sofort, sondern warteten, bis die anderen lachten. Im Konzert und Theater klatschten sie erst, wenn die anderen klatschten. Bei Gesprächen mit Gästen hielten sie mit ihrer Meinung zurück, bis andere dieselbe Meinung äußerten und sie sekundieren konnten. Manchmal kam der Vater nicht umhin, Positionen zu beziehen und Meinungen zu äußern. Dann wirkte er angestrengt.

Oder war der Vater nur taktvoll und wollte sich nicht einmischen und aufdrängen? Der Junge stellte sich die Frage, als er älter wurde und die Vorsicht seiner Eltern bewußter wahrnahm. Er fragte sich auch, was es mit dem Insistieren der Eltern auf ihrem eigenen, privaten Raum auf sich hatte. Er durfte das Schlafzimmer der Eltern nicht betreten, hatte es schon als kleines Kind nicht betreten dürfen. Zwar schlossen die Eltern das Schlafzimmer nicht ab. Aber ihr Verbot war unmißverständlich und ihre Autorität unangefochten – jedenfalls bis der Junge dreizehn war und eines Tags, als die Eltern weg waren, die Tür öffnete und

zwei getrennt stehende Betten, zwei Nachttische, zwei Stühle, einen Holz- und einen Metallschrank sah. Wollten die Eltern verbergen, daß sie das Bett nicht miteinander teilten? Wollten sie ihm Sinn für Privatheit und Respekt davor beibringen? Immerhin betraten sie auch sein Zimmer nie, ohne anzuklopfen und auf seine Aufforderung zum Eintreten zu warten.

### 3

Das Arbeitszimmer des Vaters zu betreten war dem Jungen nicht verboten. Obwohl es mit dem Bild vom Mädchen mit der Eidechse ein Geheimnis barg.

Als er in der Quarta, im dritten Jahr auf dem Gymnasium, war, gab der Lehrer als Hausarbeit eine Bildbeschreibung auf. Die Wahl des Bildes stellte er frei. »Muß ich das Bild, das ich beschreibe, mitbringen?« fragte ein Schüler. Der Lehrer winkte ab. »Ihr sollt das Bild so gut beschreiben, daß wir's beim Lesen vor uns sehen.« Für den Jungen verstand sich, daß er das Bild vom Mädchen mit der Eidechse beschreiben würde. Er freute sich darauf. Auf das genaue Betrachten des Bildes, das Übersetzen des Bildes in Worte und Sätze, das Vorführen des von ihm beschriebenen Bildes vor Lehrer und Mitschülern. Er freute sich auch darauf, im Arbeitszimmer des Vaters zu sitzen. Es ging auf einen engen Hof, das Licht des Tages und die Geräusche der Straße waren gedämpft, die Wände standen voll mit Regalen und Büchern, und der Geruch der gerauchten Zigarren hing würzig und streng im Raum.

Der Vater war zum Mittagessen nicht nach Hause gekommen, die Mutter gleich danach in die Stadt gegangen. So fragte der Junge niemanden um Erlaubnis, setzte sich ins väterliche Arbeitszimmer, schaute und schrieb. »Auf dem Bild ist das Meer zu sehen, davor der Strand, davor ein Felsen oder eine Düne und darauf ein Mädchen und eine Eidechse.« Nein, der Lehrer hatte gesagt, eine Bildbeschreibung geht vom Vordergrund über den Mittelgrund zum Hintergrund. »Im Vordergrund des Bildes sind ein Mädchen und eine Eidechse auf einem Felsen oder einer Düne, im Mittelgrund ist ein Strand, und vom Mittel- zum Hintergrund ist das Meer.« Ist das Meer? Wogt das Meer? Aber das Meer wogt nicht vom Mittel- zum Hintergrund, sondern vom Hinter- zum Mittelgrund. Außerdem klingt Mittelgrund häßlich, und Vorder- und Hintergrund klingen nicht viel besser. Und das Mädchen – ist es? Ist das alles, was über das Mädchen zu sagen ist?

Der Junge fing neu an. »Auf dem Bild ist ein Mädchen. Es sieht eine Eidechse.« Auch das war noch nicht alles, was über das Mädchen zu sagen war. Der Junge fuhr fort. »Das Mädchen hat ein blasses Gesicht und blasse Arme, braune Haare, trägt oben etwas Helles und unten einen dunklen Rock.« Aber auch damit war er nicht zufrieden. Er setzte noch mal an. »Auf dem Bild sieht ein Mädchen einer Eidechse zu, wie sie sich sonnt.« Stimmt das? Sieht das Mädchen der Eidechse zu und nicht vielmehr über sie hinweg, durch sie hindurch? Der Junge zögerte. Aber dann war es ihm egal. Denn an den ersten schloß der zweite Satz an: »Das Mädchen ist wunderschön.« Der Satz stimmte, und mit ihm begann auch die Beschreibung zu stimmen.

»Auf dem Bild sieht ein Mädchen einer Eidechse zu, wie sie sich sonnt. Das Mädchen ist wunderschön. Es hat ein feines Gesicht mit einer glatten Stirn, einer geraden Nase und einer Kerbe in der Oberlippe. Es hat braune Augen und braune Locken. Eigentlich ist das Bild nur der Kopf des Mädchens. Alles andere ist nicht so wichtig. Als da sind die Eidechse, der Felsen oder die Düne, der Strand und das Meer.«

Der Junge war zufrieden. Jetzt mußte er alles nur noch in den Vorder-, Mittel-, und Hintergrund rücken. Er war stolz auf »als da sind«. Es klang elegant und erwachsen. Er war stolz auf die Schönheit des Mädchens.

Als er seinen Vater die Wohnungstür aufschließen hörte, blieb er sitzen. Er hörte ihn die Aktentasche abstellen, den Mantel ausziehen und aufhängen, in die Küche und ins Wohnzimmer schauen und an seine Tür klopfen.

»Ich bin hier«, rief er und legte die Sudelblätter paßgenau auf das Heft und den Füllhalter daneben. So lagen die Akten, Blätter und Stifte auf Vaters Schreibtisch.

»Ich sitze hier, weil wir eine Bildbeschreibung aufhaben und ich das Bild hier beschreibe.« Kaum ging die Tür auf, redete er los.

Der Vater brauchte einen Moment. »Welches Bild? Was machst du?«

Der Junge erklärte noch mal. Daran, wie der Vater stand, auf das Bild und auf ihn sah und die Stirn runzelte, merkte er, daß er etwas falsch gemacht hatte. »Weil du nicht da warst, habe ich gedacht...«

»Du hast...« Der Vater redete mit gepreßter Stimme, und der Junge dachte, gleich würde die Stimme kippen und

brüllen, und duckte sich weg. Aber der Vater brüllte nicht. Er schüttelte den Kopf und setzte sich auf den Drehstuhl zwischen dem Schreibtisch und dem Tisch, der ihm als Ablage für seine Akten diente und an dessen anderer Seite der Junge saß. Hinter dem Vater, über dem Schreibtisch hing das Bild. Sich an den Schreibtisch zu setzen hatte der Junge nicht gewagt. »Magst du mir vorlesen, was du geschrieben hast?«

Der Junge las vor, stolz und ängstlich zugleich.

»Das hast du sehr schön geschrieben, mein Junge. Ich habe das Bild genau vor mir gesehen. Aber ...«, er zögerte, »es ist nichts für die anderen. Für die anderen solltest du ein anderes Bild beschreiben.«

Der Junge war so froh, daß der Vater ihn nicht anbrüllte, sondern vertrauens- und liebevoll mit ihm redete, daß er zu allem bereit war. Aber er verstand nicht. »Warum ist das Bild nichts für die anderen?«

»Behältst du nicht auch manchmal Sachen für dich? Willst du uns oder deine Freunde bei allem, was du tust, dabei haben? Schon weil die anderen neidisch sind, soll man ihnen seine Schätze nicht zeigen. Entweder sie werden traurig, weil sie nicht auch haben, was du hast, oder sie werden gierig und wollen es dir wegnehmen.«

»Ist das Bild ein Schatz?«

»Das weißt du selbst. Du hast es gerade so schön beschrieben, wie man nur einen Schatz beschreibt.«

»Ich meine, ist es so viel wert, daß die anderen neidisch werden?«

Der Vater drehte sich um und sah das Bild an. »Ja, es ist sehr viel wert, und ich weiß nicht, ob ich es beschützen

kann, wenn die anderen es stehlen wollen. Ist da nicht besser, sie wissen gar nicht, daß wir's haben?»

Der Junge nickte.

»Komm, laß uns ein Buch mit Bildern anschauen, wir finden sicher eines, das dir gefällt.«

#### 4

Als der Junge vierzehn war, gab der Vater das Richteramt auf und nahm eine Stelle bei einer Versicherung an. Er tat es nicht gerne – der Junge merkte es, obwohl der Vater sich nicht beklagte. Der Vater erklärte auch nicht, warum er wechselte. Erst Jahre später fand der Junge es heraus. Als Folge des Wechsels wurde die alte Wohnung für eine kleinere aufgegeben. Statt in der herrschaftlichen Etage eines viergeschossigen wilhelminischen Stadthauses wohnten sie in einer von vierundzwanzig Wohnungen eines Mietshauses am Stadtrand, von einem sozialen Wohnungsbauprogramm gefördert und nach dessen Normen gebaut. Die vier Zimmer waren klein, die Decke niedrig und die Geräusche und Gerüche der Nachbarwohnungen stets präsent. Immerhin waren es vier Zimmer; neben dem Wohn-, Schlaf- und Kinderzimmer behielt der Vater ein Arbeitszimmer. Dorthin zog er sich abends zurück, auch wenn er keine Akten mehr mitbrachte und bearbeitete.

»Du kannst auch im Wohnzimmer trinken«, hörte der Junge seine Mutter eines Abends zum Vater sagen, »und vielleicht trinkst du weniger, wenn du manchmal einen Satz mit mir redest.«